

BESPRECHUNGEN

Gummersbach, Josef S. J.: *Unsündlichkeit und Befestigung in der Gnade* nach der Lehre der Scholastik mit besonderer Berücksichtigung des Suarez. Ein Beitrag zur spekulativen Theologie und ihrer Geschichte. Frankfurt a. M., Carolusdruckerei 1933, XVI u. 352 S., Gr.-8°, RM 13.20.

Nach heutigem Sprachgebrauch versteht man unter Unsündlichkeit jene innere Verunsündlichung des Willens, bei der der Privilegierte das Mittel des Unsündlichseins so in sich selber trägt, daß die innere Fähigkeit zu sündigen, die Freiheit zur Sünde aufgehoben ist. Befestigung in der Gnade besagt dagegen nur eine gewisse äußere Unsündlichkeit, insofern die Seelenkraft, die innerlich ständig sündlich bleibt, auf eine nicht ihr innewohnende, sondern ihr äußere Ursache der Sündenverunmöglichung angewiesen ist (ab extrinseco wirksame Gnaden).

Beiden Arten der Sündenvereitelung hat Josef Gummersbach, Professor der Dogmatik an St. Georgen, Frankfurt a. M., ein Werk gewidmet, das in seiner synthetischen Kraft und spekulativen Tiefe und Frömmigkeit an Scheeben erinnert und zu den besten Leistungen der zeitgenössischen Theologie gerechnet werden muß. Trotz der Schwierigkeit und Weitverzweigkeit des Gegenstandes ist es in einer Sprache und Übersichtlichkeit geschrieben, die sein Studium zu einer wahren Freude macht und zur reichen Quelle gründlichster theologischer Belehrung und geistlicher Erbauung werden läßt. Nicht umsonst hat sich der Verfasser Suarez zum Führer gewählt. Hat dieser große Theologe das Privileg der Befestigung in der Gnade auch nicht persönlich besessen, so kommt ihm doch in unserer Frage eine besondere Zuständigkeit zu, weil er wie kaum einer alle Formen und Fälle von Unsündlichkeit und Befestigung berücksichtigt und spekulativ durchdrungen hat. Formell sah Gummersbach seine Aufgabe darin, die Lehre seines Meisters aus den Quellen herauszuarbeiten, bzw. nach den verschiedensten Gedankenansläufen hin stofflich zu ergänzen und abzurunden, ihr Verhältnis zu den Theorien früherer und späterer Theologen (bis auf die Gegenwart) quellenmäßig darzustellen und nach der historisch-spekulativen Würdigung der verschiedenen Lösungsversuche zu einer persönlichen Auffassung in unserer Frage vorzudringen. So liegt denn praktisch in seiner Monographie die Lehre von der Unsündlichkeit und Befestigung in der Gesamtscholastik vor. Mit welchem Riesenfleiß und mit welcher Genauigkeit der Verfasser gearbeitet hat, beweisen die zahlreichen im Apparat zitierten Originaltexte der Autoren, die für sich eine wertvolle Quellenkunde zur Geschichte des Befestigungsproblems bilden. Ebenso verdienstlich und dankenswert sind die den einzelnen Kapiteln vorausgeschickten Übersichten, die die historische und spekulative Entwicklungslinie schnell und klar erkennen lassen.

Der erste Abschnitt des Werkes handelt über Gott. Gott ist wesen- und naturhaft unsündlich (sündennunfähig). Jedes vernunftbegabte Geschöpf ist wesen- und naturhaft sündlich (sündenfähig). Die Quelle jedweder Verunsündlichung im Himmel und auf Erden ist also allein Gottes Heiligkeit, die arme Geschöpfe in ihrer Weise teilhaben läßt an göttlicher Heiligkeit und Unsündlichkeit. Die vorbildliche Ursache der teilhabenden Unsündlichkeit ist Christus, dessen Sündenlosigkeit und Unsündlichkeit im zweiten Abschnitt dargestellt wird. Christi Unsündlichkeit basiert auf der hypostatischen Union, ist absolut, innerlich, substantiell. Es sind zwei Mittel seiner Verunsündlichung zu unterscheiden: das innere physische der Gottanschauung für die *voluntas beata*; das äußere, moralische der Befestigung in der Gnade für die *voluntas viatrix*. Christi Unsündlichkeit und Befestigung spiegelt sich ab in seinen mystischen Gliedern: die dem Willen innere in seinen verkärten Gliedern im Himmel, die dem Willen äußere in seinen leidenden Gliedern im Fegfeuer und in vereinzelt begnadeten Gliedern auf Erden. Darüber geht der dritte Abschnitt, der der Teilhabe an Christi Unsündlichkeit gewidmet ist. Ein besonderer Anhang zu Teil 2 behandelt die Befestigung in der Vorhölle und die Befestigung der ohne die Taufe gestorbenen Kinder, die natürlich keine Befestigung in

der Gnade, sondern nur einfachhin im Guten ist. Am umfangreichsten ist der dritte und letzte Teil unseres Abschnitts über die Unsündlichkeit in der streitenden Kirche mit scharfsinnigen, zum Teil ganz neuen Ausführungen über die Befestigung Mariens, des hl. Josef, Johannes des Täufers, der Apostel, Märtyrer und Bekenner. Leider müssen wir es uns versagen, auf den reichen, auch für das geistliche Leben fruchtbaren Gehalt der einzelnen Kapitel näher einzugehen.

Wir verweisen nur auf Kap. 5 (Die Befestigung bei den Bekennern), das für die Leser dieser Zeitschrift von besonderem Interesse ist, weil Gummersbach für die Tatsache ihrer Befestigung nicht nur die Zeugnisse großer Scholastiker anführt, sondern auch wertvolle Belege aus der Praxis und Theorie der katholischen Mystiker bringt. Diese sind in unserer Frage um so zuständiger, als es sich bei der Befestigung in der Gnade um ein Privileg handelt, das wohl meistens als Begleiterscheinung der streng mystischen Akte auf der höchsten Stufe der Gottvereinigung auftritt und von dessen Besitz der Begnadigte nicht ohne besondere Offenbarung ein persönliches Wissen haben kann. Doch scheinen Johannes vom Kreuz und Theresia von Avila über das Verhältnis von matrimonium spirituale und Unsündlichkeit bzw. Befestigung geteilter Meinung zu sein. Während nach dem Doctor mysticus die Befestigung aus dem Wesen der geistlichen Vermählung fließt, betrachtet sie Theresia nicht einmal äußerlich mit diesem Zustande notwendig verbunden. Nach Gummersbach, der sich der thesesianischen Auffassung anschließt, gilt folgendes: Die mystische Vermählung macht nicht einfachhin innerlich unsündlich, sie bietet eine Erschwerung, aber keine Verunmöglichung der Sünde. Die eigentliche Unmöglichkeit, sich von Gott zu trennen, geht auf eine eigene Gnadengabe, die Befestigung in der Gnade zurück. Das donum confirmationis und das matrimonium spirituale können getrennt auftreten, wengleich der Zustand der geistlichen Vermählung als die verhältnismäßig günstige Voraussetzung für die Befestigung angesehen werden muß, und tatsächlich beide meistens gemeinsam im Leben der Begnadeten verwirklicht erscheinen. Mit der letzten mystischen Gebetsstufe mag eine Gewißheit über den eigenen Gnadenstand gegeben sein, nicht aber die Tatsache der Befestigung und gar das Wissen um sie. Letztere gehen auf zwei weitere wieder unter sich geschiedene Privilegien zurück, wie bei der Untersuchung über das Wesen der Befestigung in der Gnade im siebten und letzten Kapitel des Buches näher gezeigt wird.

Heilige Bekenner der Vergangenheit, bei denen das Vorkommen des Befestigungsprivilegs sicher bezeugt ist, sind Elias, Johannes vom Kreuz, Franz von Assisi, Thomas von Aquin (wenigstens bezüglich der Keuschheit), Aloysius von Gonzaga und andere. Daß auch der Kirche des 20. Jahrhunderts solche begnadete Gotteskinder nicht fehlen, beweisen die Tagebuchaufzeichnungen des Jesuitenpaters Wilhelm Eberschweiler (gest. 1921) und der Franziskanerschwester Maria Fidelis Weiß von Reutberg († 1922), zwei Beispiele aus unseren Tagen, bei denen man den Eindruck gewinnt, es liege nicht nur das Erlebnis der mystischen Vermählung, sondern auch die Befestigung in der Gnade vor. Bei weitem klarer und aufschlußreicher ist allerdings der von Gummersbach an gleicher Stelle abgedruckte Originalbericht des Jesuitenmystikers Kaspar Druzbidki († 1662) über das eigene Befestigungserlebnis, zumal uns in ihm ein Niederschlag seines inneren Betens um die Befestigung in der Gnade erhalten ist. Daraus geht deutlich hervor, daß die Befestigungsgnade (als ein privilegium supra legem Dei ordinariam) nicht so sehr auf eigenen Antrieb als vielmehr auf eine besondere Anregung des Heiligen Geistes hin erbetet wird, und auch das nur so, um sich durch eben dieses Gebet zu solch erhabenem Gnadenempfang negativ zu disponieren.

Eingehende Untersuchungen über den Unterschied der Befestigung von der Gnade der Beharrlichkeit schließen Gummersbachs Werk ab, das seinen Gegenstand nach der scholastisch-spekulativen und historisch-systematischen Seite hin so vollständig und erschöpfend behandelt hat, daß es in dieser Hinsicht wohl kaum überboten werden kann. Was ihm noch fehlt, ist das biblische und patristische Fundament. Eine weitausholende begriffs- und wortgeschichtliche sowie theologische Untersuchung der Befestigungslehre im Alten und im Neuen Testament hat der Verfasser bereits in Angriff genommen. Durch sein vorliegendes, in scholastischer Begriffsklarheit leuchtendes Erstlingswerk ist er wie kein zweiter berufen und gerüstet dazu.

H. Bleienstein S. J.

Sierp, Walter S. J.: *Hochschule der Gottesliebe*. Die Exerzitien des heiligen Ignatius von Loyola. Erklärt und besonders für den Gebrauch bei Einzelexerzitien vorgelegt. I. Bd. Warendorf, J. Schnell'sche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold) 1935, 457 S., 8°, RM 5.70.

Als reife Frucht seiner langjährigen theoretischen und praktischen Beschäftigung mit den Geistlichen Übungen des hl. Ignatius von Loyola legt der um die deutsche Exerzitienbewegung hochverdiente Verfasser eine Erklärung des Exerzitienbuches vor, wie sie in deutscher Sprache bisher nicht vorhanden war. Wir besitzen zwar mehrere, zum Teil sehr tiefe und geistreiche Ausführungen über die Exerzitien, aber der Text des Exerzitienbuches selbst ist trotz seiner vorzüglichen Verdeutschung durch Alfred Feder¹ noch nicht in der seiner großen Bedeutung entsprechenden Weise behandelt worden. Hier setzt W. Sierp mit seinem auf zwei Bände berechneten Kommentar ein, der sich unmittelbar an den Wortlaut des Textes anschließt und Wort für Wort, Satz für Satz bespricht und sach- und sinngemäß zu deuten sucht.

Der vorliegende erste Teil des Werkes behandelt die zwanzig Vorbemerkungen, die sogenannte erste Woche und die Christkönigsbetrachtung. Der Wortlaut des Fundamentes ist, abgesehen von der Vorbemerkung, nicht erklärt, was im Interesse der Ganzheit und Geschlossenheit des großangelegten Kommentars zu bedauern ist. Zum Ersatz verweist der Verfasser auf sein früheres Buch „Ignatianische Wegweisung durch das Erdenleben“ (Freiburg, Herder 1929), in dem eine gründliche und ausführliche Erklärung des Fundaments, dieser Grundwahrheit und Grundlage der ganzen Exerzitien, gegeben ist. Die dortigen Darlegungen und Anweisungen müssen hier auf S. 118 eingeschaltet werden, wenn der wichtigste Zweck, den W. Sierp bei der Ausarbeitung seines Kommentars vor Augen hatte, erreicht werden soll. Er möchte nämlich Priestern und Laien, die gerne die ganzen großen Exerzitien machen möchten, aber keine Zeit haben, sich zu geschlossenen geistlichen Übungen einen Monat lang zurückziehen, eine Anleitung zu Selbst- oder Hausexerzitien an die Hand geben. Zu diesem Zweck erteilt er im Sinne der 19. Vorbemerkung des hl. Ignatius praktische Winke und Anweisungen, wie die großen Exerzitien auf etwa drei bis vier Monate verteilt werden können. Hoffentlich haben diese zeitgemäßen Vorschläge den Erfolg, den Gedanken an Einzelexerzitien in weiten Kreisen anzuregen und zu seiner Verwirklichung beizutragen. Die Erklärungen und Betrachtungen des Exerzitienbuches sind von Sierp absichtlich so schlicht und eingehend gestaltet, daß jedermann im Welt- und Ordensstand, der die notwendigen Voraussetzungen dazu mitbringt, in die verborgenen Quellen des ignatianischen Geistes eindringen und private ignatianische Exerzitien machen kann. Gleichzeitig bietet der Verfasser, ohne ausgesprochen polemisch zu sein, eine kurze Verteidigung und sachliche Rechtfertigung der oft verkannten ignatianischen Frömmigkeit, so daß sein Kommentar auch über die Exerzitienwochen hinaus eine reiche Fundgrube für das geistliche Leben darstellt. Was dem Buch eine besonders wertvolle, ganz persönliche Note verleiht, ist der fromme, starke Affekt, aus dem und in dem es geschrieben und gestaltet ist. Mag die Liebe des Herzens bisweilen auch zu Ausdrücken und Formulierungen führen, die nicht nach jedermanns Empfinden und Gefallen sind, die heilige Ergriffenheit, die aus dem ganzen Buch zu spüren ist, wird ihren Eindruck auf den gutgewillten Leser nicht verfehlen. Denn das Exerzitienbuch wird nicht erschlossen durch Lesen, Studieren und Kritisieren, sondern durch Beten und Lieben. Das ist das große Anliegen, das das ganze Sierpsche Werk durchzieht. Es trägt daher mit Recht den Titel „Hochschule der Gottesliebe“, aus der nicht nur die Exerzitanten, sondern auch die Exerzitienmeister Wesentliches lernen können. Möge der zweite Band nicht lange auf sich warten lassen.

Heinrich Bleienstein S. J.

¹ Ignatius v. L.: *Geistliche Übungen*. Nach dem spanischen Urtext übertragen. Sechste, verbesserte Auflage. Regensburg, Manz 1934, XII u. 176 S., Kl.-8°.

Guardini, Romano: *Vom Leben des Glaubens*. Mainz, Matthias-Grünewald-Verlag 1935, 176 S., 8°, RM 3.80.

Das überlieferte Sprachgut der Christenheit ist zu allen Zeiten der Gefährdung ausgesetzt; nicht allein durch Bedrohung von außen her, wie wir sie besonders stark in der Gegenwart erleben, sondern sogar innerhalb des Sprachgebrauches der Kirchengemeinden selbst. Der Christ ist eben auch in bezug auf seinen Sprachschatz Bürger zweier Welten und gebraucht infolgedessen häufig dasselbe Wort bald im kirchlichen, bald im profanen Sinne, wobei nur der Zusammenhang die jeweilige Bedeutung deutlich machen kann. So ist beispielsweise der Gebrauch des Wortes „glauben“ im Sinn von „für wahrscheinlich halten“ schon so tief in die Alltagssprache übergegangen, daß man dem Christen kaum einen Vorwurf daraus machen kann, wenn er etwa die Redewendung gebraucht: Ich glaube, daß morgen schönes Wetter sein wird. Wenn aber christliche „Diener am Wort“ an Traualtären oder an Särgen die neutestamentliche Botschaft von der „Liebe, die nimmer aufhört“, zur Beschreibung völlig diesseitiger Vorgänge mißbrauchen, dann zerstören sie damit, was sie aufbauen sollten, und machen sich einer Verweltlichung biblischer Begriffe schuldig, der nicht nachdrücklich genug gesteuert werden kann.

Unter diesem Gesichtspunkte kommt den vorliegenden Betrachtungen Guardinis über den Glauben die allergrößte Bedeutung zu. Hier wird ein Zentralwort des christlichen Sprachgutes gegen alle Säkularisierungen gesichert, indem der Verfasser in selten tiefer Weise zeigt, daß der Glaube, den die Christenheit bekennt, kein Oberbegriff ist, der auf beliebig viele Unterarten oder gar „Weltanschauungen“ paßt, sondern der Name für etwas, das es nur einmal gibt: die Antwort des Menschen an den in Christus sprechenden Gott. Wie sich von selbst versteht, geht Guardini davon aus, daß der christliche Glaube an sich ein Mysterium ist, geheimnisvolles Leben, das in keiner Weise aus natürlichen Voraussetzungen abgeleitet werden kann; denn es entspringt aus Gottes schöpferischer Gnade. Das Gläubigwerden als bewegende und erhellende Wirkung eines göttlichen Tuns schließt aber nicht aus, daß der Glaube auch eine menschliche Seite hat, besondere Voraussetzungen des Werdens, Wachsens und Vollendens, die der im Kredo lebende Christ an sich und anderen beobachten kann. Insofern ist es sinnvoll und berechtigt, wenn Guardini die Frage nach der Glaubenserfahrung stellt und von verschiedenen Gesichtspunkten her an das heranzukommen sucht, was Glaube ist. Das Geheimnis aus Gott tritt dadurch nicht zurück, es tritt im Gegenteil auf Schritt und Tritt hervor.

Zuerst wird davon gehandelt, wie der christliche Glaube entsteht, was sein Inhalt ist und wie er davon seine Bestimmung empfängt: Gläubigsein heißt, mit dem Vater, mit dem Sohne und dem Heiligen Geiste Gemeinschaft zu haben. Anschließend wird von den Krisen gesprochen, die der Glaube im Laufe seiner Entwicklung durchmacht, und den Zusammenhängen nachgespürt, in denen er zum Tun, zur Liebe und zur Hoffnung steht. Des weiteren ist von der Mannigfaltigkeit der Glaubensformen die Rede, um durch den Aufweis der möglichen Gläubigkeitsgestalten, in denen das gläubige Dasein bei aller Selbigkeit des Wesens leben kann, der Gefahr zu begegnen, daß das Glaubensleben eines bestimmten Menschen, statt sich kräftig in der eigenen Gestalt zu entwickeln, unter die Herrschaft einer fremden Macht kommt. Das Kapitel über „Das Wissen im Glauben“ sucht deutlich zu machen, wie der Glaube wächst, sich „realisiert“, indem er aus dem einfachen Gehorsam des Glaubenden zu einer Erkenntnis des Offenbarten vorschreitet, ohne daß der Glaube dadurch aufhört, Glaube zu sein. Eine noch so starke und reiche „Erfahrung“ mag den Menschen aus der „pistis“ in die „gnosis“ führen, immer bleibt sein „Wissen“ Glaubenserkenntnis; auch dann, wenn es jene besondere Form annimmt, die Bernhard von Clairvaux als „cognitio Dei experimentalis“ bezeichnet und die man heute „in sehr unklarem Sprachgebrauch“, wie Guardini sagt, die mystische nennt. Niemals wird der Glaube von einem unmittelbaren Wissen abgelöst. Immer, auch auf der höchsten Stufe der Mystik, bleibt die Weise, wie wir seiner Wahrheiten innwerden, das Vermitteltsein durch Christus, das Offenbartsein durch Gott, die demütige und tapfere Gelehrigkeit des Hörens und Wagens. Das wird vom

Verfasser nicht ohne Grund mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Zum Schluß wird die wichtige Frage beantwortet, was die Kirche für den Glauben bedeutet und wie und warum sie, weisend und lehrend, im Dogma vor uns steht. Wir sehen, daß die Kirche im glaubenden Einzelnen lebt und dieser in ihr, und daß der Gemeinschaft der Gläubigen, nicht dem Einzelnen, das neue christliche Dasein anvertraut ist. In seinen letzten geheimnisvollen Tiefen wird dieser Gemeinschaftscharakter des Glaubens aber erst offenbar, wenn wir ihn, wie Paulus und Johannes, mit dem Getauftwerden und dem eucharistischen Mahle in Verbindung bringen. Denn das Glauben ist eine Bewegung, die immer neu aus dem Geheimnis der in diesen Sakramenten sich vollziehenden Seinsumwandlung hervorgeht.

Mit der Darlegung dieser wunderbaren Beziehungen schließen die Betrachtungen Guardinis ab, die niemand in ihrer klaren und eindringlichen Sprache aufmerksam erwägen wird, ohne für die Gnade des Glaubens dankbarer und für die Glaubenswege und Glaubensnöte seiner Mitmenschen erschlossener und verständiger zu sein.

H. Bleienstein S. J.

Dissard, Jean S. J.: Un thaumaturge toulousain. *Le Père Cayron de la Comp. de Jésus 1672—1754*. Préface du R. P. Joseph de Guibert S. J. Toulouse, Apostolat de la prière 1934, 325 S., 8^o, Fr. 12.—.

Das Leben eines Aszeten und Wundertäters aus dem 18. Jahrhundert. Merkwürdig! Ein leibhafter Wundertäter also in der Zeit, im Vaterland, im aufgeklärten Reich der Voltaire, Rousseau! Und ein Aszet unter den Jesuiten nicht lange vor der Aufhebung des Ordens! Gab es denn damals noch Heiligkeit unter ihnen, oder war, wie behauptet wurde, alles im Zerfall? Cayrons Name weckt die Frage; geben wir uns also Rechenschaft.

Aus dem 18. Jahrhundert ist der letzte heiligesprochene Jesuit Franz von Hieronymo, † 1716. Vorgeschlagen wurden zur Seligsprechung zunächst einige Blutzegen: Franz Bucherelli und Johann Baptist Messari 1723 in Tongking, vier tongkinesische Martyrer, darunter der Deutsche Kaspar Kratz 1737, Anton Joseph Henriquez in Su-Tchuen 1748. Ferner die Bekenner Emmanuel Padial, † 1725, Bernard Hoyos, † 1735, und endlich unser Petrus Johannes Cayron, † 1754. Wenn man irgend einer der Jesuitenprovinzen mit Zutrückhaltung gegenüberstehen möchte, so wären es, wegen der Lavalette und Berruyer, die französischen. Aber man möge nicht vergessen, daß von denen, die mit den Genannten lebten, 23 selig gesprochen wurden, die 23 ehemaligen Jesuiten nämlich unter den Opfern der Septembermorde von 1792. Wie sie, so ist auch Joseph Pignatelli, † 1811, jüngst selig gesprochen, durch und in der Gesellschaft das geworden, was er war. Da wir Deutsche sind, so erlaube man uns einen Landsmann anzufügen, der allerdings nicht zur Seligsprechung vorgeschlagen wurde: Jakob Schönenbusch (1728—1810), Exjesuit in Bilk bei Düsseldorf. Die Leiche wurde beim Verlegen des Kirchhofes unverwest gefunden, es geschahen dann Wunder an seinem Grab (K. Möller, Leben und Briefe von Johannes Theodor Laurent, I. Trier 1887, 225).

Pierre Jean Cayron ist geboren als Sohn eines Bankiers zu Rodez, aber aufgewachsen in Toulouse, wo er nach Überwindung vieler Schwierigkeiten 1687 in den Jesuitenorden eintrat. Nach seiner Priesterweihe 1700 lehrte er bis 1711 Philosophie für die jungen Ordensmitglieder in verschiedenen Kollegien, bekleidete dann die Ämter eines Rektors, Novizen- und Terziariermeisters, nebenbei immer bereit, in Predigt und Beichtstuhl auszuweichen. Auch um das Gemeinwohl machte er sich verdient; nach seinem Plan wurde bei der Hungersnot von 1713 zu Toulouse die Abhilfe organisiert. In seinem Leben als Ordensmann verband Cayron mit großer äußerer Strenge die treueste Beobachtung der Ordensregeln. Besonders hervorstechend ist bei ihm seine Verehrung für den hl. Franz Regis. Durch Denkschriften an die Stände von Languedoc 1709, an die Generalversammlung des Klerus 1710, an die Prokuratorenversammlung seines Ordens 1711 suchte er dessen Seligsprechung in Gang zu bringen, die 1716 erfolgte. Der Ordensgeneral bestellte ihn dann zum Vizepostulator der Heiligsprechung; sie kam zustande 1737, und zwar,

wie die Kanonisationsbulle sagt, auf Bitte von König und Königin von Frankreich, von vielen Erzbischöfen und Bischöfen, besonders aus Languedoc, von Magistraten, Vornehmen und Volk aus derselben Provinz, endlich auf Bitten der Jesuiten. Cayron war es, der diese alle in Bewegung gesetzt hatte. Er gab sich darauf bei der französischen Klerusversammlung Mühe, daß die liturgische Verehrung des Heiligen in alle französischen Bistümer, und in Rom, daß sie in die ganze Kirche Eingang finde, was ihm nur für Frankreich und auch hier nur teilweise — gelang. Mit einer Reliquie des hl. Franz bewirkte er so viele wunderbare Heilungen, daß er von einem Krankenbett zum andern gerufen wurde. Nicht zu verwundern, daß man Cayron allgemein als Heiligen betrachtete; man schnitt Stückerhen von seinem Kleid und aus seinen Briefen ab, um sie als Reliquien aufzubewahren. Da er als Abgeordneter seiner Provinz 1730 zur Generalswahl nach Rom reiste, lief in Béziers das Volk auf der Straße zusammen, um den Heiligen zu sehen. Nach seinem Tod verherrlichten ihn zahlreiche Wunder, man erwartete zuversichtlich seine baldige Seligsprechung. Da kam 1763 die Vertreibung der Jesuiten aus Frankreich und bald darauf die Auflösung des Ordens. Erst seit 1880 konnten die Bemühungen um Cayron wieder aufgenommen werden. Am 23. Juni 1915 hat die Ritenkongregation den Seligsprechungsprozeß eröffnet; die Hoffnung, daß er zum Ziele führt, ist nicht unbebündet.

C. A. Kneller S. J.

Gatz, Konrad und Tony: *Der Deutsche Orden*. Wiesbaden, Matthias-Grünwald-Verlag 1936, 247 S., Gr.-8°, Lw. RM 8.75.

Auf gründliche Forschung baut sich die Schilderung vom Werden, Wachsen, Wirken, von der Hochblüte und vom Niedergang des Deutschen Ritterordens. Einleitende Abschnitte geben eine Übersicht über jenes einzigartige Geschehen, die Kreuzzüge des christlichen Mittelalters. Jener europäischen Fürsten- und Völkerwanderung ins Heilige Land, dessen gottgeweihte Stätten in die Hände der Ungläubigen gefallen waren und die mit dem Schwerte in der Hand zurückerobert werden sollten. Wie einst die Juden an ihrem Tempel bauten, die Kelle in der einen Hand, das Schwert in der andern, so konnte auch der mittelalterliche Mensch sich das Bauen am Reiche Gottes auf Erden ohne Schwert nicht denken. Zur Fürsorge kranker und hilfebedürftiger Pilger entstand der Ritterorden der Johanniter, zur Sicherung der Pilgerstraße der Ritterorden der Templer. Auch der Deutsche Orden (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) stellt seine Wiege in ein Hospital zu Jerusalem. Es waren Vereinigungen monastischen Charakters, aufgebaut wesentlich auf der Regel des hl. Benedikt, erfüllt vom Geist des Gebetes, der Aszese und der Caritas. Aber zu diesem Geiste gesellte sich in ihnen kampffroher Rittergeist des Dreinschlagens zur Ehre Gottes.

Zu Akkon, wo der Deutsche Orden sein erstes festes Ordenshaus erbaute, haben dessen Ritter noch nach dem Zusammenbruch der Kreuzzüge ein Bollwerk des Christentums gehalten. Doch bald wurden ihm neue Ziele gesteckt. Vom Ungarbkönig gerufen, eroberten sie das Burzenland (Siebenbürgen), wo aber ihres Bleibens nicht war. Und dann begann das eigentliche Lebenswerk des Deutschen Ordens, ein Werk von völkergeschichtlicher Größe: der dreihundertjährige Kampf für Christentum und Deutschtum in Preußen und den baltischen Ländern. Es ist ein Geschehen von dramatischer Wucht und voll unerhörten Lebens, dessen Schilderung den Leser fesselt. Ein Geschehen, das insbesondere jeder Deutsche kennen und mitfühlen und dankbar bewundern sollte und das doch so wenig gekannt wird. Männer überragenden Formates, die Hochmeister des Ordens, leiten es, Feldherren, Staatsmänner und Apostel in einer Person. Glaubensstarke und kampffreudige Männer aus allen deutschen Stämmen strömen ihnen zu. Hunderte, Tausende opfern Blut und Leben, um das Heidentum zu vernichten und Christi Kreuz aufzupflanzen. Schatten fehlen nicht im Glanz des Bildes. Daß Heiden erschlagen werden müssen, damit das Heidentum verschwinde, erscheint dem großen, aber rauen Geschlecht als Selbstverständlichkeit. Manchen der Kämpfer mag die Aussicht auf eigenen Gewinn mehr gelockt haben als der Eifer für die Sache Gottes. Doch bis in die Zeit des Niederganges hält der Orden die Fahne der großen, mittelalterlich religiösen Idee

hoch, aus der er geboren war, findet er sich auch immer wieder zurück zu strenger Mönchszucht.

Mächtigen Schutz genießt der Orden von den Päpsten, und die Erkenntnis drängt sich auf, daß Preußen der Förderung des Ordens durch das Papsttum in erster Linie nicht nur das Christentum verdankt, sondern auch das Deutschtum. Auch der Kaiser ist Schirmherr des Deutschen Ordens. So wertvoll ihm dieser Schutz durch beide Häupter der Christenheit auch ist, so bringt er ihn zeitweilig doch in widerstrebende Strömungen. Der Orden dient dem „Reich“. Aber für den Kaiser ist es das Heilige Römische Reich deutscher Nation, für den Papst das übernationale und unpolitische Reich Gottes auf Erden.

Schwert und Kreuz, vorwärts drängender Krieg und Befestigung des Gewonnenen in Staatsbildung und weitausgreifender Siedlung — es ist ein Stück Menschheitsgeschichte von unvergleichlicher Fülle, und deutsches Land ist daraus hervorgegangen.

Alois Fürst zu Löwenstein.

Sinnigen, Ansgar, OP.: *Katholische Frauengenossenschaften Deutschlands* (Deutsche Schwesterngenossenschaften). Düsseldorf, Rhenania-Verlag, 1933, 2. Aufl., 388 S., 4^o, RM 10.—.

— *Katholische Ordensgenossenschaften in Deutschland*. Die missionierenden Genossenschaften. (Herausgegeben) von P. Ansgar Sinnigen OP. Essen, Fredebeul & Koenen 1935, VIII-320 S., 4^o, RM. 7.50 (nur noch in geringer Auflage vorrätig).

Die beiden Bücher Sinnigens kommen dem Wunsch all derer entgegen, die nach einem Überblick und Einblick in die katholischen Orden in Deutschland verlangen. Bei der Mannigfaltigkeit solcher religiösen Gemeinschaften und unter den heutigen Verhältnissen ist das Bedürfnis darnach sicher vorhanden. Das Werk über die Frauengenossenschaften erschien zum Jubeljahr der Erlösung und sollte Zeugnis ablegen, „daß die Idee des katholischen Ordenslebens in der deutschen Frauenwelt einen fruchtbaren Nährboden gefunden, tiefe Wurzel geschlagen und reiche Früchte hervorgebracht hat; daß katholischer Glaube und katholische Glaubensbetätigung dem innersten Wesen, Fühlen und Denken auch der deutschen Frau entsprechen; sodann daß die Tätigkeit der katholischen deutschen Schwestern im Ausland dem deutschen Namen zur Ehre gereicht, indem ihre Arbeit überall anerkannt und geschätzt wird“ (3). Dieses Zeugnis wird vor allem dadurch so stark, daß überraschend viele dieser Genossenschaften in der deutschen Heimat selbst ihren Ursprung haben und nicht etwa nur Zweige an einem in andern Völkern gewachsenen Baume sind. 70 Genossenschaften in ihren Unterabteilungen und mit allen gegenwärtigen deutschen Niederlassungen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Vaterlandes kommen in alphabetischer Reihenfolge und schöner Übersichtlichkeit zur Darstellung. Zahlreiche und sehr gute Abbildungen veranschaulichen den Text. Es ist ein richtiges Familienbuch für die deutschen Ordensniederlassungen selbst und diejenigen, die sich für das Leben der Kirche im deutschen Volk interessieren.

Ein ähnlicher Gesichtspunkt liegt dem zweiten Werk über die missionierenden (Priester-)Genossenschaften zugrunde. 8 Orden und 17 Kongregationen Deutschlands, die sowohl im Inland als auch in der äußeren Mission tätig sind, haben sich in der sogenannten „Superioren-Vereinigung“ zusammengeschlossen. Sie alle erhalten in diesem Buch eine kleinere Monographie, wobei vornehmlich ihr deutscher Zweig, seine Leistungen und Tätigkeit in Geschichte und Gegenwart behandelt werden. Wie aus der genauen Kenntnis und der warmen Liebe, mit der die einzelnen Beiträge geschrieben sind, zu schließen ist, sind die ungenannten Verfasser Mitglieder der dargestellten Orden. Erstmals wurden die Aufsätze veröffentlicht in der Sonntagsnummer der „Kölnischen Volkszeitung“ 1934 und Anfang 1935, um in der Öffentlichkeit zum rechten Verständnis des Wollens und Wirkens der katholischen Orden beizutragen. Sie füllen aber auch dort, wo dies nicht notwendig ist, eine Lücke aus; denn von vielen dieser Orden wird es sonst nirgendwo eine kurze Übersicht über Vergangenheit und Gegenwart

gerade der deutschen Provinzen geben. Freilich handelt es sich hierbei nicht um wissenschaftliche, sondern populäre, apologetisch eingestellte Abhandlungen. Sie bedeuten eine gute Weiterführung des Buches, das A. Sinnigen über die gleichen Genossenschaften 1932 im Rhenania-Verlag herausgab. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß das Gesamtwerk vollendet wird durch eine ähnliche Darstellung der nichtmissionierenden Priester- und aller Brüdergenossenschaften in Deutschland.

Fritz Laufer S. J.

Briefe des Blaise Pascal. Übersetzt von Wolfgang Rüttenauer. Leipzig, Hegner 1935, 153 S., 8°, RM 4.50.

Pascal stand mit vielen religiösen und gelehrten Persönlichkeiten seiner Zeit in einem überaus regen Briefwechsel, von dem uns aber nur wenige kümmerliche Reste aus den Jahren 1643—1661 erhalten sind. In der vorliegenden Sammlung sind sie von W. Rüttenauer zum ersten Male alle, 26 an der Zahl, in guter deutscher Übersetzung vereint. Weggelassen wurden mit Recht einige mathematische und theologische Gelehrten-schreiben, die mit der Form und dem Wesen des „Briefes“ nichts mehr zu tun haben und daher sinnvoll zu den „Werken“ und nicht zu den „Briefen“ Pascals gerechnet werden. Seiner Übersetzung hat Rüttenauer eine kurze, gehaltvolle Einführung vorausgeschickt, der wir zur Charakteristik der Sammlung folgendes entnehmen.

Alles, was das kurze Leben Pascals (1623—1662) erfüllte, taucht in seinen Briefen auf: in den Schreiben an naturphilosophisch interessierte Zeitgenossen, wie Père Noël S. J. und andere, sein unerbittliches und zähes Streiten für die Reinerhaltung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete und zugleich sein stolzes Selbstbewußtsein, sein Ehrgeiz, seine Empfindlichkeit, seine Fähigkeit, zu hassen und bis an die Grenze der Lieblosigkeit den zu verfolgen, in dem er den Feind der Wahrheit sah; in seinen Freundes- und Verwandtenbriefen die ergebene Liebe zu seinem Vater, die Verehrung und Sorge für seine zwei Schwestern und der unerhörte Reiz des „honnête homme“, der den Weltmann Pascal im Umgang mit seinen Freunden und Gönnern ausgezeichnet hat; zugleich aber auch die bösen Möglichkeiten seines Charakters und die tragischen Krisen seines Verhältnisses zur Welt und zu seinen Mitmenschen; in den neun von religiöser Glut erfüllten Briefen an Mademoiselle de Roannez, die das längste und wertvollste Stück der Sammlung ausmachen, die zarte, behutsame Frömmigkeit seines großen, stolzen Herzens und die reife, klare Kraft der Gläubigkeit seiner Mannesjahre; im letzten Brief an einen Freund in Clermont seine tiefe Deutung der göttlichen Vorsehung und die heilige Resignation im Kampfe für die Wahrheit Gottes, ein ergreifendes Fragment, das Rüttenauer zum Schönsten zählt, was Pascal je geschrieben hat.

Zwei Wege seiner persönlichen Entwicklung treten in den Briefen klar zutage. „Der Weg seines Geistes: von der philosophischen Gotteserkenntnis zum geistlichen Innenwerden Gottes, zum Glauben an den persönlichen Gott Jesu Christi ... Und der Weg seines Herzens: von dem leidenschaftlichen und maßlosen Stolz des Jünglings und Mannes, der seine eigene Größe sehr wohl kannte und sein ganzes Leben lang keinen ebenbürtigen Gegner fand; von den dämonischen Möglichkeiten einer polemischen Haltung, die um der Wahrheit willen zu kämpfen beginnt und am Ende um des Kampfes willen die Wahrheit vergißt, für die sie ihren Kampf begann; von nicht unbedenklichen Bedrohungen des Charakters durch die Laster der Mißgunst und des Geizes — zur Demut der Liebe und Hingabe an die Gnade Gottes.“

Wer sich über das Letzte im Wesen des vielumstrittenen Mannes ein eigenes Urteil bilden will, versenke sich in diese Briefe, die auch zum Leser von heute noch unmittelbar und eindringlich sprechen.

H. Bleienstein S. J.

Bon dioli, Pio: *Vico Necchi, fedel servo di Dio*, Prefazione di Fr. Agostino Gemelli, Francescano. Milano, Società editrice „Vita e pensiero“ 1934, XXIII u. 611 S., Gr. 8°, 25 Lire.

Das umfangreiche Werk ist eine Frucht echter Freundesliebe, ein Denkmal, das einem unvergeßlichen Freunde von treuen Freunden gesetzt wurde. In der Vorrede entwirft

der Rektor der Herz-Jesu-Universität zu Mailand, Dr. Fr. Agostino Gemelli, mit warmen Worten ein lebensvolles Charakterbild des Freundes. Er erklärt, das Buch solle an der Hand von Tatsachen beweisen, daß sein Ersuchen, den Informationsprozeß über die heldenmütigen Tugenden des Dahingeshiedenen einzuleiten, wohl begründet sei (V). Auch der Verfasser, Dr. Pio Bondioli, versichert, daß es ihm mehr um eine strenge Erzählung von Tatsachen als um eine biographische Darstellung zu tun gewesen sei (XXIII). Trotzdem ist die Form nirgends trocken, sondern immer anziehend, manchmal geradezu spannend.

Wir sehen Vico Necchi in schwierigen Verhältnissen heranwachsen und gar bald nicht nur die eigene Vervollkommnung anstreben, sondern auch als wahren Apostel arbeiten und überall für die gute Sache mit allen Kräften eintreten. Wir lernen dabei aber nicht nur das Lebensschicksal eines einzelnen Mannes kennen, sondern erfahren gar viel über so manche vielgenannte und hochstehende Persönlichkeit und über die Entwicklung des katholischen Lebens in Italien, über die *Democrazia cristiana*, die *Unione popolare*, die Gründung der Mailänder Herz-Jesu-Universität. Mit dem Gründer der letzteren, Fr. Agostino Gemelli, wurde Necchi schon am Gymnasium bekannt, auf der Universität Pavia standen sich beide als Gegner gegenüber, Necchi als Führer der katholischen Gruppe, Gemelli als Führer der Sozialisten. Als sie dann wiederum zusammen in Mailand ihren Militärdienst machten, wurde Gemelli, wohl vor allem durch das gute Beispiel Necchis, wieder für die gute Sache gewonnen. Er trat alsbald in den Franziskanerorden ein, während Necchi sich dem ärztlichen Berufe widmete, daneben aber unermüdlich für das katholische Vereinswesen tätig war. Er wurde hochgeschätzt von vielen Kirchenfürsten, besonders von Kardinal Ferrari von Mailand und von Papst Pius X. Auch mit dem Apostel von Berlin, Dr. Carl Sonnenschein, war er befreundet. 1904 weilte er im Hedwigs-Krankenhaus in Berlin und hörte im Sommersemester Vorlesungen an der dortigen Universität.

Die kernige, männliche Frömmigkeit, die Necchi in allen Lebenslagen zeigte, ist besonders durch ein kindliches Vertrauen auf Gottes Vorsehung gekennzeichnet. Das Werk bietet reiche Belehrung, Stärkung und Aneiferung. Die Ausstattung ist gut. Etwas störend wirken zahlreiche Druckfehler.

B. Wilhelm S. J.

Shihabuddin Suhrawardi Maqtul: *Three treatises on mysticism.* With an account of his life and poetry edited and translated by Otto Spies and S. K. Khatak. Stuttgart, Kohlhammer 1935, 52 u. 121 S., Gr.-8°, RM. 8.— (Bonner Orientalische Studien, Heft 12).

Shihabuddin Suhrawardi Maqtul war einer der bedeutendsten Mystiker des 6. Jahrhunderts nach der Hidschra. Er studierte in Maragha die Rechte; lebte in Ispahan, Bagdad und Aleppo. Anfangs erfreute er sich der Gunst des Sohnes Saladins, Al-Malik al-Zahir; dann aber wurde er von den Orthodoxen wegen seiner esoterischen Mystik verdächtigt und Al-Malik ließ ihn im Jahr 1191 hinrichten. Er wurde deshalb mit dem Zunamen „Maqtul“ (= getötet) bezeichnet. Suhrawardi pflegte die sogenannte „israqiya“ oder Philosophie der Illumination, durch die er den Koran esoterisch und allegorisch erklärte. Als persischer Mohammedaner versuchte er in seinen ersten Werken beide Weltanschauungen, die iranische und die islamitische, zu vermählen. Das war ein kühnes Unternehmen; deshalb hüllte er seine Ideen in den Schleier der Allegorie ein. Als er später offen und deutlich zu reden anfang, kostete es ihn das Leben.

Das zu besprechende Heft der Bonner Orientalischen Studien enthält die persische Ausgabe und die englische Übersetzung dreier mystischer Abhandlungen aus Suhrawerdis erster Epoche, ferner einen persischen Kommentar der dritten Abhandlung („Der Brief des Vogels“), dann die von seinem Anhänger Shahrzuri auf arabisch verfaßte und erst jetzt nach fünf verschiedenen Handschriften herausgegebene Suhrawerdi-Biographie.

Dem Werke geht eine Einleitung voraus, in der die Quellen für die Ausgabe und der Inhalt dieser drei und zwei anderer Abhandlungen Suhrawerdis dargestellt werden. In der „Sprache der Ameisen“ finden sich zwölf Kapitel, in denen verschiedene Tiere

über mystisch-philosophische Lehren sprechen. Der „Gesang des Simurghs“ besteht aus zwei Teilen mit je drei Kapiteln. In dem ersten Teil handelt es sich um die „Anfänge“, nämlich die Gotteserkenntnis, das göttliche Licht, die Ruhe, die aus dem fortwährenden göttlichen Licht in der Seele entsteht. Der zweite Teil — „die Endstufen“ — beschreibt mehrere Arten der mystischen Vereinigung und ihre Bedingungen. Die „Interpretation der Sprache der Wahrheit“, d. h. „der Brief des Vogels“, ist beinahe eine Übersetzung des gleich betitelten Werkes von Ibn Sina: Eine Allegorie über die Zerstreuungen, die der Mystiker auf seiner Reise zu Gott findet, und die Hindernisse, die er überwinden muß. Darin wird der Mystiker als ein Vogel dargestellt. Esteban Lator S. J.

Goodier, Alban, S. J.: *The Life that is Light*. I. The purgative Way. II. The illuminative Way. III. The unitive Way. London, Burns Oates & Washbourne 1935, 3 vol., XX u. 151, VIII u. 154, VIII u. 136 S., 8°, je 5 s.

Erzbischof Goodiers Name hat unter den religiösen Schriftstellern in England einen guten Klang. Auch in deutschen Kreisen hat er sich einen großen Kreis von Lesern erworben. Das zur Besprechung vorliegende dreibändige Werk wird von der englischen Kritik als die reife Frucht seiner schriftstellerischen Tätigkeit bezeichnet. Nach den Angaben des Verfassers selbst verdankt es seinen Ursprung all den vielen Aufzeichnungen, die er sich machte bei Abhalten von Exerzitien für Priester und Ordensleute sowie bei seinen eigenen Jahresexerzitien. Es sollen keine eigentlichen Betrachtungspunkte sein, wie man sie in derartigen Werken zumeist erwartet. Beten ist, wie er einleitend richtig bemerkt, keine methodische Angelegenheit, sondern innigster Verkehr der Einzelseele mit Gott, dem Herrn. Wer beten und betrachten will, mag wohl die Anregung von außen benötigen, bis das Herz warm wird und bei seinem Gotte daheim ist. Diese Anregung wird in dem Werke in Fülle geboten. Für solche, die gewohnt sind, ein Buch zu benutzen, hat der Verfasser sein Werk in drei gleichmäßig große Bändchen geteilt, die sich enge an das bekannte Exerzitienbüchlein des hl. Ignatius anschließen. Prediger und Exerzitienleiter werden in dem Werke eine Fülle tiefer und praktischer Gedanken für ihre Arbeiten finden. Wir denken da besonders an die Zusammenstellung der Charakterzüge der Person des Gottmenschen im zweiten und dritten Bändchen. Möge sich das Werk auch in deutschen Leserkreisen die Bewunderung verdienen, die seinen bereits zur Übersetzung gelangten Werken zuteil wurde. F. X. Munding S. J.

Libani, Romolo: *La luce dello spirito nella preghiera di Gesù*. Torino-Roma Marietti 1933, 211 S., 8°, Lire 7.50.

Das Werkchen, welchem Bischof Antonio Giordani eine warme Empfehlung vorausschickt, ist von einem Laien verfaßt, von einem Laien, der sich in seinem Leben hauptsächlich mit wirtschaftlichen und industriellen Problemen befaßt hat, dabei aber höhere Fragen nicht aus dem Auge verlor und sich ganz besonders dem Studium der Evangelien mit Freude und Eifer hingab. Die vorliegenden, glänzend geschriebenen Ausführungen über das Vaterunser wollen den unerschöpflichen Reichtum und Zauber des Gebetes des Herrn ans Licht stellen, insbesondere aber seine innige Beziehung zur Lehre der Evangelien aufzeigen nach einem Worte Tertullians, welcher das Vaterunser „*Breviarium totius Evangelii*“ nannte. Mussolini wird gelegentlich mit begeisterten Worten als Überwinder des Bolschewismus in Italien gefeiert (S. 28 f.). Die Ausstattung ist sehr gut. B. Wilhelm S. J.

„Zeitschrift für Ascese und Mystik.“ Herausgeber und Schriftleiter Heinrich Bleienstein S. J., München 2, NO, Kaulbachstraße 31 a. Herausgeber für Österreich: Alois Ersin S. J., Wien 1/10, Universitätsplatz 1. Druck und Verlag: Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck. Verwaltung: Verlagsanstalt Tyrolia A. G., Innsbruck und für Deutschland: München, Theresienstraße 35. Mit kirchlicher Druckerlaubnis.